



Bromberg, Sonntag, den 2. Juni.

Erwartung.

Die Elster schrie im Garten,  
Das deutet auf einen Gast!  
Wer ist wohl zu erwarten?  
Sie rüsten sich in Hast.

Die Mutter, sie bäckt Kuchen  
Mit freudigem Gesicht:  
„Frau Tante wird uns besuchen,  
Wir sah'n sie lange nicht!“

Der Vater steigt zum Keller  
Und spricht: „Der Amtmann kommt!  
Ich weiß, daß Muskateller  
Dem alten Knaben frommt!“

Die Tochter eilt zum Garten,  
Eine Rose bricht sie dort —  
„So lange mußt' ich warten,  
Nun hält er endlich Wort!“

Fräulein Wahrendorf.

Novelle von R. Litten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Mir fällt es natürlich nicht ein,“ fuhr Irene fort, „diese seine Sammlung zu bereichern, mein Souvenir soll eine kleine Aufmerksamkeit sein, ein Gebrauchsgegenstand, der ihn täglich an die Geberin erinnert. Wenn es dessen bedarf,“ schaltete sie mit kokettem Lächeln und einem Blick nach dem gegenüberliegenden Spiegel ein. „Um es also kurz zu machen, ich habe an eine Schreibunterlage mit Malerei gedacht und wäre Dir dankbar, wenn Du mir Deine geschickte Hand dazu leihst.“

Natürlich bitte ich nur um die Ausdeutung, die Ausübung der Arbeit übernehme ich, wenngleich ich fürchten muß, daß sie weit hinter der Idee zurückbleibt. Trotz langjähriger, teurer Stunden bin ich nämlich durchaus keine Meisterin mit Pinsel und Palette,

mußt Du wissen. Also Du thust mir den Gefallen, Edith, irgend ein sinniges Bildchen, ein Blumenstück oder eine kleine Kokoskone, man hat ja jetzt so reizende Vorlagen zu dergleichen.“ Edith nickte. „Ich will es versuchen, Deinen Wunsch zu erfüllen,“ sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit.

Irene warf einen Blick auf die kleine Uhr, welche auf ihrem Armband von gelblichem Leder angebracht war, und trat eilig vor

den Spiegel, das Jackett herabziehend und die schneeweiße Mütze von etwas bizarrer Form tiefer in das dunkle Lockengewirr der Stirn drückend. „Es ist wahrhaftig nur noch eine Viertelstunde bis ein Uhr,“ sagte sie dabei, „und ich werde auf der Eisbahn erwartet.“ Sie ergriff den winzigen Kuff, dessen blaue Sammet-schleife mit einem Sträußchen frischer Maiglöckchen verziert war, und reichte Edith die schmale, im langen schwedischen Handschuh steckende Hand. „Also im Voraus besten Dank, und, nicht wahr, ich kann recht bald auf Deine Liebesswürdigkeit rechnen!“

Zim Thürrahmen drehte sie sich noch einmal um. „Fast hätte ich etwas vergessen, ich wünsche sein Monogram anzubringen, er heißt Felix, also,“ vollendete sie reich, „F. D., bitte!“ Sie war hinaus



Alte Bekannte. Nach einer Aufnahme von Hasenstein in Prausnitz.

und Fräulein Wahrendorf blickte ein paar Minuten nach der Stelle, wo das schöne Menschenbild soeben gestanden; dann trat sie mechanisch vor den Spiegel und umfaßte ihre eigene, schwächliche Gestalt, das schmale, farblose Gesicht mit den großen, ernstesten Augen und dem glattgeschittelten braunen Haar darüber, mit aufmerksamem Blick. Doch nur eine kurze Minute, dann trat sie wieder zur Staffelei, das Licht des kurzen Wintertages für ihre Arbeit auszunutzen. — —

Wieder einige Tage später, in der Dämmerstunde, steckte der Diener des Professors Hallerborden den grauen Kopf durch die schwere, dunkle Portiere, welche das Arbeitszimmer seines Herrn von dem Wohngemach trennte.

„Hier dieses Paket für den Herrn Professor! Der Diener des Herrn Sanitätsrat Möllner hat es soeben abgegeben.“

Zweimal mußte er seine Worte wiederholen, ehe der Gelehrte den Kopf hob und zerstreut von seiner Arbeit aufschauend, sagte: „Es ist gut, Werner! Legen Sie es nur auf den Kaminisch im Wohnzimmer.“

„Sehr wohl, Herr Professor!“ Der Alte zog sich lautlos zurück, wurde aber nach einer Minute zurückgerufen.

„Geben Sie nur her, Werner, ich merke erst jetzt, daß es dunkelt und mir das Licht zu meiner Arbeit versagt. Schließen Sie die Vorhänge und bringen Sie die Lampe.“

„Vielleicht auch eine Tasse Kaffee, Herr Professor?“

Der Angeredete lachte und sah freundlich auf den Fragenden. „Schon wieder um mich besorgt, Alter? Na meinethwegen, aber rasch, die Zeit drängt und mein Werk schreitet langsam genug vor.“

Als die Lampe kam, hatte Hallerborden bereits die Schnur von der Umhüllung des flachen Kartons gelöst und entnahm nun demselben eine Schreibmappe von feinem, schwarzem Leder mit silbernen Beschlägen. Ein parfümiertes Kouvert von starkem, gelblichem Papier mit goldenem Monogramm fiel heraus, das ein Kärtchen enthielt. „Vielliebchens Schuld“ stand auf der Rückseite derselben. Der Professor lächelte, trank ein paar Schluck des aromatisch duftenden Getränkes, das der Diener auf einem Tablett vor ihn hingestellt, und sagte dann halb laut: „Nun gut, sehen wir, wie das reizende Vielliebchen seine Schuld abträgt, was seine niedlichen Fingerringen da für mich Glücklichen zusammengeknüpft. Natürlich Rosen und Bergkristalle im holden Kranze um die kunstvoll verschlungenen Initialen meines Namens; anders thun es ja diese kleinen Mädchen nie.“

Er lachte mit gutmütiger Ironie, trank seine Kaffeetasse leer, schob sie beiseite und schlug erst dann behaglich die Deckel der Mappe auseinander.

„Ah,“ machte er dann erstaunt, „das ist in der That eine reizende, originelle Idee, und wie sauber, wie zart ausgeführt!“ Er rückte die Lampe näher und vertiefte sich in die Betrachtung des kleinen Bildes, welches die eine innere Seite der Mappe schmückte.

Es konnte aber auch in der That das Auge des Beschauers fesseln.

Ein schlankes Bäumchen, über und über mit rosigen Blüten bedeckt, zwischen welchen bereits einzelne längliche, winzige Früchtchen, von grünem, sammetartigen Flaum überzogen, sichtbar wurden! Bunte Schmetterlinge hüpften sich über den Zweigen, goldgelbe Bienen naschten daran, oben auf dem stärksten Ast guckten neugierige Vogelflöppchen über den Rand eines aus Wurzelstängeln gar zierlich geflochtenen Nestes und unten am Stamm des Baumes, halb versteckt im hohen Grase, saß ein Eichhörnchen mit buschigem Schweif, eine Mandel, welche es soeben — wie das Häuslein aufgewühlter, welcher Blätter bewies, — als Ueberbleibsel vom letzten Herbst entdeckt, possierlich in den Vorderpfötchen haltend; die dünne, braune Schale der Frucht war bereits aufgebrochen und zeigte zwei enganeinanderliegende Kerne, deren einer, leicht eingerigt, die Buchstaben F. S., der andere die Jahreszahl, eigte.

Noch eine Weile saß Professor Hallerborden im Anschauen des hübschen Bildchens versunken, dann klappte er die Mappe zusammen, verbarg sie sorgfältig in seinem Schreibtisch und sprang auf.

„Das Ding ist so allerliebste, daß es sündhaft wäre, mit dem Dank dafür auch nur einen Tag zu zögern. Ueberdies kann mir die kleine Unterbrechung in meiner Arbeit und der damit verbundene Spaziergang nur gut thun; meine Nerven rebellieren bereits gegen die starke Zumutung, welche die letztvergangenen Wochen an sie stellten.“

Er lächelte, er dachte daran, wie fleißig auch Fräulein Irene in den letzten Tagen gewesen, und für ihn.

„Mir ist, als habe ich ihr ein Unrecht abzubitten,“ murmelte er, „als lerne ich erst heute durch das kleine Werk ihrer Hände ihr Inneres recht verstehen. Wer so fein und sinnig empfinden kann, ist doch wohl nicht so oberflächlich, wie es mir bisher scheinen wollte.“

Er warf den Pelz über die Schultern, drückte den weichen Filzhut tief in die Stirn und verließ zum Erstaunen seines langjährigen Dieners, eine heitere Melodie summend, das Haus. Seit der Neujahrnacht war er die Straße, welche er jetzt einschlug, nicht gegangen, und er hatte sie schon halb durchschritten, als ihm die Erinnerung an seine damalige Begleiterin, welche die angestrengte Thätigkeit der letzten Wochen fast verwißt, wiederkam. Wie es ihr wohl gehen mochte, ob die nächtliche Promenade keine

nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit gehabt hatte? Sie schien zart und schwächlich zu sein, soviel er unter der ungraziösen Umhüllung in jener Nacht wahrgenommen hatte. Wie wenig eitel sie zu sein schien! Ob sich wohl nur eine andere Dame seiner Bekanntschaft mit solchem schwarzen, fest um den Kopf gewickelten Tuch vor Männeraugen gezeigt hätte, ob nicht eine jede vorher den Spiegel besogt, ob die Spitzen der schneeigen Kapotte oder das leuchtende Rot des Baschliks auch einen möglichst kleidjamen Rahmen für das Antlitz abgab? Der Professor nahm sich vor, sich bei Möllners nach Fräulein Wahrendorfs Befinden zu erkundigen, aber schon nach ein paar Schritten blieb er stehen und schaute auf ein Haus, an welchem soeben die daran angebrachte Laterne entzündet wurde.

„Hier muß sie wohnen! Wichtig, es war unweit jener Straßenecke!“ Er blickte an dem Gebäude in die Höhe, dann trat er mit raschem Entschluß näher und drückte auf den Knopf der Hausglocke.

Edith Wahrendorf hatte soeben die Vorhänge herabgelassen und die Lampe angezündet, als sie mitten im Zimmer stehen blieb und, die Röthe freudigen Schreckens auf den Wangen, aber ungläubiges Staunen in den weitgeöffneten Augen, auf den Klang einer tiefen Stimme lauschte, welche soeben in dem kleinen Entree ihren Namen aussprach. Nun vernahm sie auch die Stimme der Frau, welche täglich für ein paar Stunden den Aufwartedienst bei ihr versah, und gleich darauf ein Klopfen an der Thür. Auf ihr leises „Herein!“ trat eine hohe Gestalt ins Zimmer und rasch auf sie zu.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein, und Verzeihung für den Eindringling, der es wagt, den stillen Frieden ihres Heims zu stören!“

Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen und bot ihm mit anmutigem Gruße die Hand. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Professor, nur für Ihr Erscheinen zu danken.“

Sie ließ sich auf einem der dunkelbraunen Plüschessel nieder und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Und welchem Zufall — denn daß Sie nur ein Zufall herführt, bedarf keiner Bestätigung,“ schaltete sie lächelnd ein — „verdanke ich daselbe? Haben Sie einen Patienten hier im Hause?“

Ihr Gast hatte sie bei ihrer ersten Frage in leichter Verwirrung angeschaut, jetzt sagte er rasch: „Ja, Sie haben das Richtige gefunden. Ich hatte einen Kranken zu besuchen und gestatte mir zugleich, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ist Ihnen neulich unsere nächtliche Promenade gut bekommen?“

Sie wußte nicht, daß sich ihr zartes Gesicht plötzlich röthlich färbte, und sagte freundlich: „Ich danke Ihnen, Herr Professor, ausgezeichnet! Das neue Jahr gab mir bisher nicht den geringsten Anlaß zur Klage.“

„Wie anspruchslos Sie empfinden müssen,“ sagte er nachdenklich. „Ist es Ihnen denn, so anmutig Sie auch Ihre Umgebung zu schaffen verstehen, nicht oft zu einsam hier, sehnen Sie sich nicht nach Menschen, nach Zerstreuungen?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Doch nicht so sehr, wie Sie denken, Herr Professor. Ich habe meine Zirkelstunden, also mehrere Male wöchentlich den Anblick junger frischer Gesichter, mache täglich einen Spaziergang, und weiß im übrigen meiner Einsamkeit das Trübe zu nehmen, sie sogar genutzbringend zu gestalten.“ Sie lächelte leise. „Ich gestehe sogar, daß sie mir teuer ist und ich mich schwer entschließen könnte, sie gegen ein anderes Leben einzutauschen.“

Der Professor ließ die Erklärung nicht gelten.

„Einsamkeit ist ein gutes Ding,“ meinte er, „wenn sie selbstgewählt ist und jeden Augenblick in das Gegenteil verwandelt werden kann. Gezwungen aber, und für ein zartes Weib —“

Er unterbrach sich. „Haben Sie denn keine Geschwister, Fräulein Wahrendorf, mit denen Sie leben könnten?“

Sie wurde bleich und schaute mit einem Ausdruck von Dual auf das Bild eines schönen, genial aussehenden Jünglings, welches, von einem Ephenkranz umgeben, an der gegenüberliegenden Wand hing.

„Ich habe eine Schwester, Herr Professor, Frau Wendthoff — Sie kennen vielleicht das Bankhaus Gebrüder Wendthoff in R. — und hatte diesen jungen Bruder dort, den ich großgezogen, da unsere Mutter bald nach seiner Geburt starb.“

Der Professor war der Richtung ihres Blickes gefolgt.

„Aid er ist Ihnen durch den Tod entrißen?“

„Ja, er ist mir gestorben,“ sagte sie tonlos.

Hallerborden ersetzte ein tiefes Mitleiden mit dem Mädchen, dessen Herzenswunde er eben ahnungslos berührt. „Verzeihen Sie mir,“ bat er, „ich ahnte nicht, daß meine Frage Ihnen wehe thun könnte!“

Sie schwieg ein paar Minuten, dann erhob sie den Kopf, mutig die Thränen, welche in ihren Augen glänzten, zurückdrängend.



Häuptlingsstab für König Mataafa,  
Geschenk Kaiser Wilhelms.

„Mein Schmerz um ihn ist noch neu,“ jagte sie, wie entschuldigend. „Ich verlor ihn erst vor kurzer Zeit.“ Er machte im stillen die Bemerkung, daß sie keine Trauer trug, sondern ein zierliches, weißes Schürzchen über ihr rotbraunes, bei aller Schlichtheit geschmackvolles Hauskleid gebunden hatte, aber er lenkte von dem Thema ab und sagte, den Blick auf ein aufgeschlagenes Buch, welches auf dem Tische lag, werfend: „Ich führte Sie bei Ihrer Lektüre Sie beschäftigen

Gingehen in die Kindesseele besonders, wie geschaffen. Sie könnten gar keinen anderen Lieblingsdichter besitzen.“ Er sah lächelnd zu ihr hinüber und dachte dabei, wie hübsch es ihrem feinen Gesicht mit den geistvollen, grauen Augen stände, wenn sie erröte wie eben jetzt. Dann schweifte sein Blick durch das behagliche, von leisem Blumenduft erfüllte Zimmer und blieb auf der verhüllten Staffelei am Fenster haften. „Lüftet sich der Schleier dort nicht auch einmal ausnahmsweise vor profanen Augen?“ fragte er und sah sie mit lächelnder Bitte an. Edith stand ohne Ziererei auf, er folgte, die Lampe nehmend. „Es ist erst im Entstehen, Herr Professor, eine Kopie, welche bei mir bestellt worden.“

Er sprach sein Gefallen an der geschickten Nachbildung aus, dabei aber entging es ihm nicht, daß Fräulein Wahrensdorf plötzlich dunkel errödete und einen bestürzten Blick auf ein Tischchen warf, welches, mit Malutenfäden und losen Blättern bedeckt, zur Seite der Staffelei stand. Ehe sie eins der letzteren, das obenauf lag, unter die anderen schieben konnte, hatte sein scharfer Blick es schon gestreift und zu seinem nicht geringen Erstaunen die Zeichnung zu dem Bildchen erkannt, welches er noch soeben als Fräulein Frene Möllners Geschenk bewundert. Ah,

sich viel mit solcher?“ — „Wenn Sie ein, zwei Stunden, welche ich täglich dafür erübrige, so nennen wollen! Uebrigens,“ sie versuchte ein Lächeln, welches aber noch nicht gelingen wollte, „bin ich in dieser Hinsicht, ich meine in Bezug auf meine Lektüre, schrecklich altmodisch. Sehen Sie hier meinen Lieblingschriftsteller!“ — Er nahm ihr das dünne Büchlein aus der Hand. „Ah, Dickens, das Heimchen auf dem Herde!“ Er lachte fröhlich. „Das hätte ich mir denken können. Für Augen, wie die Ihrigen, ist ja diese wunderbar feine, auch für mich entzückende Detailmalerei, dieser harmlose, liebenswürdige Humor, dieses tiefe, liebevolle



Kosaken eskortieren chinesische Gefangene mit Foucage.



Blöckgelegte Gebelme vorzeitlicher Angeheuer und Eingipfen derselben zum Zwecke des Transports.

so stand die Sache! Sein schönes Bielliebchen hatte das sinnige Gemüth, die geschickte Hand der Cousine für sich ausgebeutet, sich in aller Seelenruhe mit fremden Federn geschmückt!

Es war aber eine Enthüllung, die den, welcher sie soeben gemacht, durchaus nicht zu verstimmen schien. Im Gegentheil, um seine härtigen Lippen zuckte ein nur mühsam unterdrücktes Lächeln, und seine Augen sahen noch freundlicher als bisher auf die feine Gestalt an seiner Seite, welche die Hand so ängstlich auf das Tischchen stemmte. Gleich darauf reichte er ihr die Hand zum Abschiede. „Nun aber endlich Adieu, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Ich habe Sie unverantwortlich lange mit meiner Ihnen aufgedrängten Gegenwart belästigt und kann mich Ihrer völligen Ungnade nur durch eilige Flucht entziehen.“ — Sie lächelte. „Meinen Dank für Ihren Besuch!“ und geleitete ihn bis zur Thür. (Fortf. folgt.)

## Frauenaugen trügen nicht.

[Schluß.]

Novelle von Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

[Nachdruck verboten.]

„Sabe ich die Ehre, Herrn Grafen von Meerburg . . .?“ fragte Hohenstein. — „Der bin ich. Was verschafft mir die Ehre?“ — „Ich bin der Regierungsrat Dr. von Hohenstein —“ der Sprechende hält einen Augenblick inne und prüft den anderen mit forschendem Blick; er glaubt, ein Zusammenschrecken des Grafen bemerkt zu haben; nun fährt er mit schneidender Schärfe fort: „und gestatte mir die Frage, wer war die Dame, die Sie vorhin verlassen hat?“

Der Graf erblickt über die herausfordernde Annäherung und den Ton der Frage. „Vorhin?“ wiederholt er, „welche Zeit meinen Sie?“ „Nun, es ist jetzt bald sechs; ich möchte also wissen, wer um fünf Uhr bei Ihnen war.“

„Um fünf Uhr . . . allerdings . . . da habe ich die Ehre eines Damenbesuchs gehabt . . . aber, mein Herr, mit welchem Rechte kümmern Sie sich um meine Privatangelegenheiten?“

Es hatte scharf und gereizt geklungen; aber gerade aus diesem Klange glaubt Hohenstein die Bestätigung seines furchtbaren Verdachtes, das volle Geständnis des überführten Don Juans herauszuhören. „Mit dem Rechte des . . .“ er wollte „Ehegatten“ sagen, aber heiße Scham und Empörung ließ ihn dies Wort nicht über die Zunge bringen; so zischte er nur die Umkleidung des Wortes hervor: „mit dem Rechte des berühmtesten Vertreters jener Dame. Wie hieß sie?“

„Ich werde Ihnen nie den Namen nennen, mein Wort darauf! Uebrigens verbitte ich mir den Ton, den Sie anzuschlagen belieben!“

Das Blut drängte dem Hitzigen zu Häupten. Er war seiner selbst nicht mehr mächtig und knirschte das verhängnisvolle Wort durch die Zähne: „Sie haben sich gar nichts zu verbitten. Wenn Sie mir Annas Namen nicht nennen, dann sind Sie ein . . .“

Das Unglück war geschehen. Der unwillkürlich ausgestoßene Name „Anna“ bestätigte dem Grafen die Vermutung, daß Hohenstein um den Besuch der Gräfin Streifeld wußte, mit der er, der Herr Ministerialrat, in irgend welcher Weise verwandt sein mochte. Noch wäre eine Aufklärung möglich gewesen, aber der unvollendete Satz „so sind Sie ein . . .“ raubte nun auch dem Grafen jede Ueberlegung. Er riß einen an der Wand hängenden Säbel vom Nagel und fragte zitternd: „Was bin ich? Wollenden Sie, wenn Sie den Mut dazu haben!“

Mit raschem Griffe hatte Herr von Hohenstein den Säbel des Gegners erfaßt und dem vergeblich Widerstrebenden entwunden. „Ein Feigling sind Sie, wenn Sie mir den Namen der Dame nicht nennen!“

Der Graf Meerburg war leichenfahl geworden. „Den Namen nenne ich nicht, ich gab mein Wort darauf. Für den Feigling werde ich mir blutige Gemüthung fordern.“

„Die auch ich mir nehmen werde,“ fiel ihm Hohenstein ins Wort. „Aber glauben Sie nicht, daß ich mich auf ein gewöhnliches Duell einlassen und den Ruf jener Dame der Deffentlichkeit preisgeben werde. Was wir miteinander abzumachen haben, das soll im geheimen abgemacht werden und der klatschenden Gesellschaft für immer ein Räthsel bleiben. Hier halte ich zwei ungleiche Papierstreifen,“ er hatte einen Zettel aus der Tasche hervorgeholt und zerissen, „wenn Sie den kürzeren ziehen, so haben Sie bis morgen früh um 8 Uhr diese Welt zu verlassen; ziehen Sie den längeren, so ist es an mir, Platz zu machen. Einer von uns ist zu viel.“

„Ein amerikanisches Duell,“ sagte nasenrührend der Graf. „Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ stieß Hohenstein, noch immer sinnlos vor Wut, hervor, „ich nenne es ein deutsches. Hier, ziehen Sie, wenn Sie Mut haben!“ Er hielt ihm die geschlossene Faust hin, aus der zwei Papierenden hervorglitten.

Verächtlich lächelte der Graf, indem er seine Hand zu diesem ungewöhnlichen Lotto gelassen ausstreckte. „Ich ziehe, und wenn das Schicksal gerecht waltet, wird es den Wahnsinnigen, der mich ohne jeden Grund hier überfallen hat, züchtigen.“ Er zog den — kürzeren Streifen.

„Sie sehen, Graf Meerburg, das Schicksal verdammt den Frevler. Sie werden nie wieder den Ruf einer Dame bloßstellen. Morgen früh stehen Sie vor dem ewigen Richter.“ Hohenstein wandte sich und verließ ohne weiteren Gruß das Zimmer des Grafen. —

Am Abende dieses Tages sitzt Herr von Hohenstein seiner jungen Gemahlin am Theetisch gegenüber. Diese reicht ihm die Tasse mit dem heißen, goldgelben Getränk. Ihre Hand zittert leicht.

„Was fehlt Dir, Anna? Deine Hand zittert.“ Anna hebt das Angesicht und sieht ihren Gatten mit besorgter forschendem Blicke an. „Nichts, mein Liebling. Aber Du, Du bist so ganz anders, so zerstreut, so in Dich versunken, an was denkst Du denn? was quält Dich?“ Sie ist aufgestanden und hat sich auf sein Knie gesetzt, indem ihre Hand zärtlich seine Stirn streichelt.

Dem Herrn Gemahl wird ganz seltsam zu Mute. „Anna, sieh mir einmal in die Augen!“

„Gern, mein Liebling. Was hast Du?“ Sie hält seinen bohrenden Blick unbefangen aus.

Warum hat er bisher diese Augen nicht schärfer geprüft? Er hat ihre Mienen, ihre Gebärden und Bewegungen belauert, ihre Gedanken zu erraten gesucht, aber nie diese Augensterne studiert. Eine ungeheure Angst befällt ihn; denn er fühlt, so unschuldige, so liebeverklärte Augen können nicht täuschen. „Anna,“ sagt er gepreßten Tones, „hast Du mir etwas zu verbergen?“

„Wenn Du mich so feierlich fragst, Otto, ja, ich habe Dir bisher etwas verborgen.“

Die Herzschläge Hohensteins verlangsamten sich. Wird jetzt die Beichte kommen, die Bestätigung seiner Schande?

„Längst schon wollte ich Dir's sagen,“ fährt sie vertraulich fort, „aber ich fürchtete immer, Deinen Stolz zu verletzen.“

Aha! denkt er, ihre Augen trügen dennoch.

„Du bist von altem Adel, und mich quälte die Angst, Du könntest am Ende Deine Verbindung mit unserer Familie bereuen; aber wir sind an der Sache wirklich unschuldig . . . mein armer Vater hat Geduld genug gehabt und gethan, was er nur thun konnte . . . es war alles vergeblich.“

„Um Gottes willen, was meinst Du denn?“

„Nun, eben das, was ich Dir verbergen wollte: meine heimlichen Besuche . . .“

„Wo?“

„In der Rankestraße.“

„Nummer zweihundert?“

„So weißt Du schon, daß er dort wohnt?“

Wieder bohrt er seinen Blick in ihre Augen. Solche Augen können nicht lügen. Um vieles ruhiger fragt er zurück: „Von wem spricht Du denn?“

„Nun, von meinem Bruder, dessen Existenz Du nie erfahren solltest. Mein Vater hat ihn einst verstoßen wegen schlechter Streiche. Nun ist er nach jahrelanger Abwesenheit reumütig zurückgekehrt und sucht sich dem Vater wieder zu nähern. Er hat mich um meine Vermittelung bestürmt, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, nein zu sagen. Da habe ich ihn heimlich in der Rankestraße eingemietet und bringe ihm ab und zu Nachricht . . .“

„Kennst Du den Grafen Meerburg?“ Noch einmal zittert seine Stimme vor Angst und Erwartung.

„Nur dem Namen nach. Ich habe sein Schild gelesen; er wohnt gerade unter meinem Bruder.“

Hohenstein umarmt sein Weib und drückt es ungestüm aus Herz. „Gott segne Dich, Geliebte! Du hast mir das Leben wiedergegeben! Ich muß fort. Der Allmächtige gebe, daß ich nicht zu spät komme!“

„Wohin denn, Otto? Was hast Du?“

„Später, Anna, später! es handelt sich um ein Menschenleben!“ Und fort ist er und läßt sein Weib in Schreck und Bestürzung zurück. —

„Der Herr Graf hat befohlen, niemand mehr vorzulassen; er arbeitet am Schreibtisch.“

„Gott sei Dank!“ Wie ein Jubelruf ringt es sich aus Hohensteins atemloser Brust. Er schiebt den Diener gewaltfam zur Seite und stürmt in das Zimmer des Offiziers. „Vergebung, Herr Graf! Seien Sie großmütig und barmherzig! In geistiger Unmachtung habe ich gehandelt . . . ein Unzurechnungsfähiger konnte Sie nicht beleidigen . . . zu jeder Abbitte, zu jeder Sühne bin ich bereit. Sie sind ein Ehrenmann und als Ehrenmann müssen Sie dem Reumütigen verzeihen!“

Der Graf ist vom Schreibtisch, an dem er die Niederschrift seines letzten Willens beendet hat, aufgestanden. Er kehrt aus der Ewigkeit, in der er gewissermaßen schon geweilt hat, in die Zeitlichkeit zurück und sieht den Eindringling befremdet an.

Hohenstein fährt eindringlich fort: „Dadurch, daß Sie noch leben, haben Sie mir selbst Leben und Ehre wiedergegeben.“

Er will in die Knie sinken, doch der andere hindert ihn daran mit schneller Armbewegung. „Lassen Sie das, Herr von Hohenstein! Haben Sie eingesehen, daß ich als Ehrenmann den Ruf einer mir vertrauenden Dame durch Nennung ihres Namens nicht bloßstellen durfte?“

„Sie waren im heiligsten Recht und ich ein vom Wahn verblendeter Narr.“ Und er erzählt, was ihm seine Gattin mitgeteilt hat.

Der Graf lächelt milde. „Da dies voraussichtlich streng unter uns bleiben wird, so will ich Ihnen freiwillig anvertrauen, daß die Gräfin Streifeld bei mir war, eine Geldspende für ein Krankenhaus einzufassieren. Ich verberge Ihnen als Mensch und als Christ.“

Wie berauscht von jungem Weine eilte Hohenstein nach Hause; nur den einen Vorwurf machte er sich noch, daß er nicht früher Annas Augen studiert und sich nicht des Wortes erinnert hatte: Frauen-Augen trügen nicht.



In der Henschütte. Nach einem Originalgemälde von Hugo Engl.

## —\*— Das Mädchen aus der Fremde. —\*—

[Fortsetzung.]

Roman von John Strange Winter. Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

„Mit diesen Worten,“ erzählte Vera weiter, „schloß mein Vormund seine Schublade auf und übergab mir das Schriftstück. „Nimm ihn mit auf Dein eigenes Zimmer, meine Liebe, und lies ihn sorgfältig durch.“ — Ahnungslos nahm ich den Brief . . . den Brief, der mich getötet . . . , der mein Leben gemordet hat . . . , den Brief, der mich alt machte, fast noch ehe ich jung war . . .“

Sie sprang hastig auf. „Bleibe sitzen . . . , ich will ihn Dir zeigen, dann wirst Du alles ebenso genau als ich wissen. Ich will es mir ersparen, Dir das zu sagen, was noch nie ein menschliches Wesen von mir gehört hat; meine armen Rippen sollen davor bewahrt sein, das schreckliche Wort auszusprechen, das die beherrschende Macht meines Lebens geworden ist. Ich will ihn Dir geben — Du sollst ihn für Dich selber lesen. Ich habe ihn immer bei mir; wenn ich manchmal fühlte, daß die Sonne so strahlend, die Blumen so duftend und die See so leuchtend und glitzernd in ihrer Herrlichkeit vor mir lagen, ging ich zu diesem Tisch, in dem ich ihn aufbewahre — und erinnerte mich seiner. Ich will ihn Dir geben, ich trage den Schlüssel bei mir. Länger als ein Jahr, seitdem ich zuerst hierherkam, habe ich die Schublade nicht geöffnet . . . Ich habe diesen Brief seit meinem achtzehnten Geburtstag nicht mehr gesehen, ich hatte es nicht nötig. Er ist in mein Hirn eingebrannt, in mein Herz gegraben. Ich lebe nach ihm, und doch habe ich mich manchmal meines Daseins gefreut. Seit einiger Zeit, seitdem ich Dich kennen lernte, war der Schmerz so sehr gestillt, daß ich nicht mehr an ihn gedacht habe, ich, die ich mich immer seiner erinnere und ihn bei mir tragen mußte . . . ich, die ich ihn eingerahmt und aufgehängt haben sollte, damit er mir jeden Tag und jede Stunde vor Augen stände. Ach, was wirst Du sagen, wenn Du alles weißt . . . , was wirst Du von mir denken . . . ich kann nur hoffen, daß Du mich hassen mögest.“

Sie zog ein goldenes Armband von ihrem Handgelenk und nachdem sie eine Devise, welche die mittlere Verzierung bildete, zurückgeschoben hatte, enthüllte sie einen kleinen Brahmaschlüssel, der hinter derselben verborgen war. Mit diesem öffnete sie die Schublade, auf welche sie vorhin gedeutet und entnahm einem inneren Gefach den Brief, dessen Siegel erbrochen waren . . . „Da ist er,“ sagte sie, „geh' zur Lampe und lies ihn. Er wird das Gebewohl für uns beide enthalten, . . . küsse mich, ehe Du ihn öffnest.“

Nachdem Roger das Blatt aus Veras zitternden Händen empfangen hatte, warf sie sich auf das Sofa und verbarg ihr Gesicht in den seidnen Kissen. Er begab sich mit dem Brief an den Tisch, auf den Freda die hohe silberne Lampe mit dem weichen, goldgetönten Schirm gestellt hatte. Dort setzte er sich nieder und drehte das Schreiben langsam hin und her. Welch besonders interessante Nachricht mochte es für ihn enthalten? Er konnte, trotz Veras namenloser Verzweiflung, noch immer nicht die schreckliche Scheidewand sehen, die sich zwischen ihnen zu erheben drohte. Die Schrift auf der Adresse war vergilbt und altmodisch, aber die Siegel des Umschlages schienen so wenig beschädigt, als hätte man sie erst gestern erbrochen. Offenbar hatte Vera nicht nötig gehabt, den Inhalt seit dem schrecklichen Empfangstag nochmals durchzulesen. Mit ruhigen, festen Händen nahm Roger Balliant die Einlage heraus und breitete sie weit auseinander. Der Brief war lang und begann folgendermaßen:

„Meine liebe Nichte, meine arme kleine Vera!

Wenn Du diesen Brief erhältst, den ich in der Gewißheit einer für mich tödlichen Krankheit schreibe, hast Du Dein achtzehntes Jahr erreicht und wirst Deine eigene Herrin sein. Ich werde dann schon einige Jahre im Grabe Ruhe gefunden haben. Ich habe dies Schreiben bis zum letzten Augenblick verschoben, ich fürchtete mich, Deinem jungen Leben soviel Sonnenschein zu entziehen, denn ich weiß, daß ein Brief wie dieser es thun wird und muß.

Und doch kann ich nicht vor meinem Gewissen verantworten, in mein Grab zu steigen, vor meinen Schöpfer zu treten und Dich in Ungewißheit dessen zu lassen, was der Ausgangspunkt des größten Elends werden könnte, aus dem mit der Zeit möglicherweise hunderte von Männern und Frauen hervorgehen dürften, die sich gegen mich erheben und mir fluchen würden.

Mein liebes Kind, Dein Vater starb, als Du klein warst, Du weißt es, weil ich es Dir gesagt habe; Deine Mutter starb vor zwei Jahren — Deine Mutter, die Du seit Deinem fünften Jahre nicht mehr gesehen hattest. Von dieser Mutter — meiner

guten Schwester — muß ich jetzt mit Dir sprechen. Mein liebes, kleines Mädchen, kaum weiß ich, in welchen Worten ich Dir die schreckliche Wahrheit enthüllen soll. Ich habe angeordnet, daß Du mit Deinem achtzehnten Jahre majorenwürdest, daß Du vollständige Macht über Dein Leben, Dich selbst und Dein Geld erzieltest, aus einem Grund, der unerklärlich sein mag für andere, die nichts wissen — und nie etwas zu wissen brauchen — von dem Geheimnis, das Du von heute an dem Tag, an welchem Du diesen Brief empfängst, bis zu Deinem Grabe, mit Dir schleppen wirst. Ich rate Dir, dasselbe keinem Menschen anzuvertrauen, es sei denn, daß Du Dich in einer Lage befändest, die es gebieterisch von Dir erheischt.

Ich muß weit zurückgreifen. Unser Großvater, der Vater Deiner Mutter und der meine, war ein Seemann, ein wilder, thatendurstiger, abenteuerlicher Jüngling, der die See, Gefahren und Abenteuer jeder Art liebte und jedwedes Leben dem Zubausebleiben vorzog. Als unser Großvater fünfundsiebzig Jahre alt war, heiratete er die Tochter eines englischen Kaufmanns in Hongkong. Sie war ein sehr schönes Mädchen, außerordentlich reich und unserem Großvater sehr zugethan. Sie lebte und starb als seine tadellose und ihn vergötternde Gattin; aber sie hinterließ ihrer einzigen Tochter — meiner Mutter und Deiner Großmutter — ein entsetzliches Krankheitserbe — ekelhaft, unheilbar, schrecklich, die Krankheit, die man Lepra nennt! Sobald sich bei Deiner Mutter die ersten Symptome zeigten, geschah es auf ihre eigene Bitte, daß man Dir sagte, sie sei gestorben. Ihr größter Wunsch war, daß Du nie ihre Qualen sehen möchtest, sondern Dich nur ihrer erinnere — wenn Dein kindliches Herz noch eine Erinnerung von ihr aufbewahrt hat — wie sie in ihrer Jugend und Schönheit gewesen war. Sie starb vor zwei Jahren. Es thut nichts zur Sache, wo, und ich habe nicht nötig, Dir zu sagen, wie sie gewartet und gepflegt wurde, gepflegt und gewartet, wie es nur gute Freunde für diejenigen thun können, die von Gott geschlagen sind. Für mich selbst, der ich wußte, daß die Krankheit erblich und möglicherweise auch auf mich übertragen war, ließ ich dies Haus erbauen, in dem ich jetzt schreibe und das ich Dir allein überlasse. Ich habe das Leben eines Einsiedlers geführt, mein eigenes Leben, so daß, wenn diese unmenschliche Krankheit sich zeigen sollte, ich mich ohne Aenderung, ohne Erklärung einschließen kann, wo kein Auge, ausgenommen das eines Arztes, den der Fall und Verlauf der Krankheit interessieren dürfte, mich anzuschauen, oder in meine Nähe zu kommen braucht. Alle diese Jahre war ich hier und habe gewartet — gewartet auf das, was Gott in seiner Barmherzigkeit mir nicht geschickt hat. Meine Krankheit ist eine gewöhnliche, eine Schwäche des Herzens, die mich wahrscheinlich schmerzlos, gleichsam schlafend, hinwegnehmen wird. Das Ende, das meine geliebte, einzige Schwester — Deine Mutter — erlitt, ist mir erspart geblieben. Aber bei Dir, mein armes Kind, ist es etwas anderes, Du bist die Tochter und die Enkelin von Lepraerkranken. Der größte Schmerz Deiner Mutter war der, daß sie geheiratet hatte, ehe sich die Krankheit bei ihr zeigte, und es ist ihr Wunsch und für Dein bestes — obgleich ich fürchte, zu Deinem Schmerz —, daß ich Dich jetzt warne. Die Ehe ist nichts für Dich und es ist das richtigste, daß Du das früh erfährst, damit Du Dich von jeder Herzensverwirrung fernhalten kannst. Ich lasse Dir ein Einkommen zurück, das allen Deinen Bedürfnissen genügen kann, ich überlasse Dir eine Stätte, die eine Zuflucht für Dich werden wird, wie sie es für mich geworden war. Wollte Gott, daß ich Dir einen Brief hätte schreiben können, in dem ich Dir nur weltliche Sorgen vermachte. Gott schütze Dich, mein liebes Kind, Gott erhalte Dich, und wenn die schrecklichste aller Bräutungen an Dich herantreten sollte, möge Gott Dir Kraft verleihen, um auszuhalten.

Dein betrübter und zärtlicher Onkel.

Ralph Lennard.“

Einige Minuten herrschte vollständiges Stillschweigen, dannkehrte Roger zum Anfang des Briefes zurück und las ihn noch einmal langsam und sorgfältig durch. Aber so langsam und sorgfältig er ihn auch studieren mochte, es änderte nichts an der Hauptsache, die ihm in unverhülllicher Nacktheit zeigte, daß Vera Blount nicht für ihn war, daß Vera Blount, in ihrer Pflicht, der Menschheit gegenüber, bis an das Ende ihres Lebens, allein bleiben müsse. Es war kein falsches Gefühl in Roger Balliant, kein falscher Heroismus, er stand nicht auf und machte der Frau, die er mit seiner ganzen Seele liebte, eine leidenschaftliche Erklärung, sagte nicht, daß es ihn nicht berühre und nie berühren werde, ob sie in diesem Augenblick leprafrank sei oder nicht. Nein, er las die verblähten Worte wieder und

wieder und blickte dann auf die schlanke, weißgekleidete Gestalt, die das Gesicht in den seidenen Rissen verborgen halte und in so tiefer Verzweiflung dalag, daß nicht einmal ein Seufzer die Stille durchbrach. Endlich faltete er das Papier zusammen und legte es in den Umschlag zurück, dann ging er leise zu dem Sofa, wo sie noch immer lag, und setzte sich auf dieselbe Stelle nieder, auf der er gesessen hatte, ehe die schreckliche Erkenntnis über ihn gekommen war. „Bera,“ sagte er, legte die Hand sanft auf ihre Schulter, „ich habe ihn gelesen.“ Sie erzitterte unter seiner Berührung, aber sie machte keinen Versuch, zu antworten.

„Mein Liebling,“ fuhr er fort, „meine eine und einzige Liebe, wir haben eine Menge mit einander zu besprechen. Ich kann es aber nicht, wenn Du so daliegst und Dein Gesicht vor mir verbirgst. Du sagtest mir vorhin, daß ich Dich hassen würde, wenn ich das Geheimnis erfahren hätte. Dich hassen! Ich? O mein Lieb, ich kann nur sagen, daß es unser gemeinsames Unglück ist und es zieht mich näher zu Dir als je zuvor.“

Sie setzte sich auf und sah ihn mit wilden, glanzlosen Augen an. „Was meinst Du?“

„Was ich meine? Was kann ich meinen? Glaubst Du, daß Du mir, der ich Dich so sehr liebe, weniger teuer seist, weil Du von allem, was das Leben kostbar und schön macht, ausgeschlossen bist! Liebste, Liebste, für wель wetterwendischen Freund hast Du mich dann gehalten, wель schlechte Meinung mußt Du von mir gehabt haben! Ich kann Dich nicht einmal fragen, ob Du mich heiraten willst, Du würdest es nicht thun, selbst wenn ich es wünschte — aber Du bist meine Liebe, das Licht meines Lebens, und wenn Du auch nicht nach Pinehold kommen kannst, wie ich es gehofft, wie Du es gethan hättest ohne dies entsetzliche Unglück, so ist das doch keine Ursache, daß wir nicht bis zum Ende unseres Lebens dieselben nahen Freunde bleiben können, die wir in diesen letzten, köstlichen Wochen geworden sind.“

„Aber Du bist der letzte der Balliants, Du mußt Dich nach einer anderen Frau umsehen, nach einer, die nicht, wie ich, gezeichnet ist.“

„Nein, nein — sage, die zufällig nicht gezeichnet ist, denn es ist alles nur Zufall,“ verbesserte er sie milde.

„Nun denn, eine, die es zufällig nicht ist. Du mußt heiraten, ich darf es nicht. Ich kann nicht fortgehen, denn ich bin an das Haus gebunden, aber ich werde es Dir nicht als Lieblosigkeit auslegen, Roger, wenn Du nicht mehr hierher zurückkommen willst. Ich weiß, daß Du gekommen wärest, wenn der Fall anders läge. Es ist ein Teil meines Kreuzes — ich will es zu tragen versuchen.“

„Mein Lieb, dieses Kreuz wirst Du nicht zu tragen haben, denn außer Dir werde ich nie eine Frau heiraten. Im Angesicht dieses Briefes“ — er deutete auf die Stelle, wo er, ein weißer Fleck, auf dem schwarzen Ebenholztisch lag — „habe ich keine Wahl, als mich Deinem Entschluß zu fügen, aber keine Ueberredung in der Welt kann mich zwingen, eine andere Frau zu heiraten. Ich möchte keiner das große Unrecht zufügen, ihr meine Hand anzubieten, da mein Herz anderweitig gefesselt ist. Wenn es ein Kreuz ist, daß es keine Balliants mehr geben soll, dann will ich es freudig tragen, denn es wird Dir das Deine erleichtern helfen. Und ist es schwer für mich, so ist es doch nichts im Vergleich zu Deinem Los. Im Angesicht dieses Briefes kann ich mich nicht selbst belügen, oder versuchen, Dich in dem Glauben

zu bestärken, daß keine Gefahr des schrecklichen Erbteils für Dich vorhanden wäre. Aber ich kann Dir Deine Bürde etwas weniger fühlbar machen und das wird meine größte Freude sein. Wenn das Weiden kommt, kann ich Dir Beistand leisten, wie keiner auf der Welt.“

„Es ist ein zu großes Opfer,“ sagte Bera mit seltsam träumerischer Stimme, „jetzt, wo ich noch mehr oder minder schön bin, glaubst Du, daß es leicht sei, mir zu helfen, wenn das Schrecklichste des Schrecklichen eintreffen sollte. Ehe ich aber zugebe, daß Du Dein Leben auf solche Weise opferst, mußt Du thun, was ich gethan habe — nimm alle Bücher, die Du über diesen Gegenstand bekommen kannst und lies sie durch. Dies, sie strecke ihre Hände aus — „nicht länger mehr so aussehend, wenn dieses hier“ — sie legte sie über ihr Gesicht — „eine Maske voller Eitel ist. Vielleicht kommt es nicht dazu, vielleicht aber doch. Du weißt nicht, was Du übernehmen würdest. Sieben Jahre habe ich das Verhängnis Tag und Nacht mit mir herumgeschleppt, die sieben besten Jahre meines Lebens, und nur seit ebensoviel Wochen habe ich gelernt, was Friede heißt.“

„Ich habe nicht nötig, Bücher zu studieren oder etwas über den Gegenstand zu lesen, mein Liebling. Ich bin nicht fünf Jahre in der Welt herumgereist, ohne vielem Ungewöhnlichen zu begegnen. Ich weiß weit mehr über Lepra, als was mir alle Deine Bücher sagen könnten.“ \* \* \*

Als Bera hörte, daß Roger wirklich wußte, was er that, wenn er sich zum Freund bis an ihr Lebensende anbot, da er ihr Gatte nicht werden konnte, kämpfte sie nicht länger gegen das, was ihr als das größte Opfer erschien. Und so verbrachten sie nach seinem Abschied in jener Nacht das Leben fast auf dieselbe Weise wie früher. Die menschliche Natur gewöhnt sich rasch an alles. Bera hatte sich ja auch an den Gedanken gewöhnt, daß das Schwert über ihrem Haupte hing, in den letzten Wochen hatte sie es sogar vergessen. Zuerst, nachdem sie ihr Verhängnis, oder ihr mögliches Verhängnis kennen gelernt, hatte sie Tag und Nacht mit einem Skelett gelebt. Zuerst konnte sie nicht den Anblick eines Ringes an ihren schlanken Fingern ertragen, zuerst war es ihr unmöglich gewesen, sich in einem Spiegel zu betrachten, ohne an die entsetzliche Maske zu denken, die ihr eines Tages daraus entgegenstarren könnte. Sie hatte so viel, als in ihrer Nacht stand, über die Sache gelesen und es war ihr fast zur Gewohnheit geworden, öfters, täglich die Fähigkeit ihrer Hände zu erproben. Ihr erster und ihr letzter Gedanke im Wachen war, sich zu vergewissern, ob die verhängnisvolle Erstarrung noch nicht ihre schlanken Handflächen ergriffen hätte. Als aber die Zeit dahinschwand und Jahre sich an Jahre reiheten, als sie Zerstreuung darin fand, von einer Stadt in die andere zu wandern, hatte sie sich dermaßen an ihr Skelett und an ihr Damoklesschwert gewöhnt, daß sie aufhörte, sich über diesen gewissen Punkt zu ängstigen, und lange schon, ehe sie sich im Landhaus niederließ, besaß und trug sie verschiedene schöne Ringe.

Als Roger ihr erklärt hatte, für immer ihr Freund bleiben zu wollen, der Freund ihres Lebens und ihres Herzens, fielen sie beide, nach der ersten großen Ueberraschung und nach dem ersten großen Schreck, in dieselbe Lebensweise zurück, die sie führten, seitdem sie sich kennen gelernt hatten. [Fortsetzung folgt.]

### ✻ Allerlei. ✻

**Das Tauchen nach kleinen Geldstücken** in vielen tropischen Häfen, namentlich denjenigen, die von den Postdampfern berührt werden, dürfte den meisten Tropen-Reisenden wohl bekannt sein und ihnen selbst gelegentlich zur Unterhaltung gedient haben. Es geschieht dies Tauchen in der Weise, daß ein Reisender ein kleines Geldstück, etwa einen Sixpence, von dem Dampferdeck ins Wasser wirft, woselbst oft Duzende von kleinen Eingeborenen-Knaben, welche in Kanoes warten, sich blitzschnell kopfüber dem Geldstück nachstürzen und es sich nicht selten noch unten in der Tiefe streitig machen. Man findet unter diesen kühnen Tauchern zuweilen kleine Burschen von kaum sechs Jahren und die Sache scheint ganz ungefährlich, ist es aber in Wirklichkeit nicht, wie ein Fall beweist, der sich unlängst auf der Reede von Aben ereignete. Dort lag der englische Postdampfer „India“ vor Anker, dessen Passagiere sich ebenfalls in der oben angedeuteten Weise vergnügten. Ein junger Bursche von etwa fünfzehn Jahren wurde hierbei, als er ziemlich tief nach unten gekommen war, von einem plötzlich herbeischießenden Hai ergriffen und nach unten gezogen, worauf sich das Wasser an der Stelle rot verfärbte und der halb verschlungene Reichenam nach einiger Zeit wieder nach oben kam, wo sich sofort ein paar Raubbögel über ihn hermachten, bis er wieder in die Tiefe sank. In Aben ist dieses Tauchen an eine Erlaubnis der Polizei geknüpft, doch wird man dort nach dem obigen Vorfall den Antrag stellen, daß dieser Sport ganz verboten wird.

**Neue Haarfrisuren.** Man berichtet aus Paris: Es scheint jetzt Mode zu werden, das Haar niedrig zu tragen. Für junge

Gesichter ist diese Haartracht jedoch noch nicht üblich; junge Mädchen tragen fast allgemein die Pompadourrolle mit dem leichten Chignon und dem am Nacken nach oben genommenem Haar. Die niedrige Haarfrisur ist bis jetzt auf jungverheiratete Frauen beschränkt geblieben, die sich vor Neuerungen nicht fürchten. Es genügt, daß eine oder zwei Damen, die von Natur mit regelmäßigen Gesichtszügen oder mit Jugendschönheit ausgestattet sind, die Mode annehmen und die Mehrheit folgt ihnen; junge Mädchen sind dagegen niemals den herrschenden Moden voraus. Einige Damen versuchen den „seraphischen“ Stil mit Haarbändern um das Gesicht, andere ärgern jedoch noch, wenn sie an die Anmut des unbedeckten Nackens, der freien Schläfe mit der über der Stirn hochgenommenen Haar-masse denken. Charakteristisch für die kommende Verwandlung sind die Hutformen mit ihren flachen Köpfen, die nicht Platz für einen hohen Chignon lassen. Die Veränderung wird langsam und fast unmerklich kommen, aber wenigstens eine Zeit lang wird es mit der durch Watteau inspirierten „Coiffure“ vorüber sein. Gewiß haben sich noch lange nicht alle Damen in den Mittelscheitel ergeben und das Haar flach oben gegen den Kopf gelegt, worin doch die wirkliche Idee der „coiffure en bandeaux“ besteht. Als Haarschmuck sieht man viele Kämme in den verschiedensten Formen. Für diese Art Schmuck ist einfaches helles Schildpatt sehr beliebt, außerdem eine Reihe mit Juwelen besetzter Artikel im Stil der neuen Kunst. Besonders beliebt sind große Kämme, in denen mehrere Schattierungen von Gold sich mit Motiven von Blumen, Nymphen oder Fabelwesen vermischen. Alte Kämme werden sehr gesucht, besonders solche mit Blumenmotiven und Fassungen mit Brillanten.

✽ **Unsere Bilder.** ✽

In den Felsengebirgen Nordamerikas und den ihnen vorgelagerten, weiten, sandigen Ebenen finden sich in Höhlen und im Sande vergraben viele Versteinerungen aus einer ferneren Urzeit, in der Fauna und Flora unserer Erde zum großen Teile noch anders gestaltet waren, als dies heute der Fall ist. Teilweise hatte das höhere Pflanzenleben sich noch nicht entwickelt, teilweise waren Erde und Wasser von riesigen Ungetümen bevölkert, die heute völlig ausgestorben sind, und von deren Dimensionen man sich nur schwer eine Vorstellung machen könnte, wäre nicht die biologische Wissenschaft dahin vorgeschritten, aus einzelnen vorgefundenen Knochenresten den ganzen Bau eines Tierkörpers rekonstruieren zu können. Eine ergiebige Fundstelle derartiger antediluvialer Versteinerungen sind die sogenannten *badlands* in Nordamerika, in die unser Bild den Leser führt. Wir sehen den Fuß eines der gewaltigen vorsintflutlichen Tiere in Versteinerung bloßgelegt, während andere Teile, mit einer Gipschülle versehen, zur Fortschaffung bereit liegen. — Die Forschungsarbeiten selbst und insbesondere die stete Gefahr des Verirrrens in dem gewaltigen Labyrinth fordern große Anstrengung. Unterläßt es einer der Forscher in seinem Sammeleifer, während des Aufsuchens der Gelände den Rückweg zum allgemeinen Lagerplatz sorgfältig zu markieren, so sind ihm, wenn er in die Irre gerät und nicht unter Bewahrung größter Kaltblütigkeit und Vorsicht den Rückweg zu finden vermag, Stunden unsäglichster Angst, ja manchmal Untergang und grauenhaftes Verschmachten gewiß.

✽ **Gemeinnütziges.** ✽

Um das Vieh gegen Maul- und Klauenseuche unempfindlich zu machen, hat Professor Dr. Winkler äußerst interessante Versuche angestellt. Gesunde Tiere wurden mit der auf 70 bis 80 Grad C. erwärmten Milch verfeuchter Röhre gefüttert. Trotzdem sie dann in einen Stall mit diesen gestellt, ihnen sogar die Mäuler mit dem Speichel der erkrankten Tiere eingerieben wurde, zeigten sie nicht die geringste Spur einer Erkrankung. Professor Winkler zieht aus den verschiedenen nach dieser Richtung hin angestellten, aber bis jetzt noch nicht abgeschlossenen Versuchen die Schlussfolgerung, daß die auf die angegebene Temperatur erwärmte Milch verfeuchter Tiere die Eigenschaft besitzt, gesunde Tiere für diese Krankheit immun, d. h. unempfindlich zu machen. Zu beachten ist aber, daß die Milch nicht gekocht werden darf, da sie eine heilkräftige Wirkung dann nicht besitzt. Was nun das zu verabsolgende Quantum anlangt, so rechnet man täglich 4—6 Liter, bei Jungvieh bis zu einem halben Jahr die Hälfte und zwar auf die Dauer von acht Tagen.

**Einfaches Mittel zur Erhaltung des Schuhwerks.**  
Wenn Schuhe und Stiefel außer Gebrauch an einem feuchten Orte aufbewahrt werden, so überziehen sie sich gewöhnlich mit Schimmel, der das Leder angreift, während an trockenen Orten das Schuhwerk einschrumpft und hart wird. Beides läßt sich vermeiden, wenn man etwas Terpentinöl auf ein wollenes Lappchen träufelt und damit die Schuhe überfährt. Das Terpentinöl wirkt günstig auf die Erhaltung des Leders und hält zugleich Mäuse und Ratten ab, die oftmals daran nagen. Das Mittel dürfte sich auch zur Anwendung bei Geschirrlleder empfehlen.

Dumpfig gewordene Eier kann man wieder schmackhaft machen, wenn man sie einige Tage in flüssigen Kalkbrei legt. Der dumpfige Beigeschmack geht dadurch verloren.

✽ **Nachtisch.** ✽

1. **Verzierbild.**



Wo ist der Maler?

2. **Kreuzrätsel.**

Die Buchstaben nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die drei langen senkrechten und die ihnen entsprechenden wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Rolle aus „Fidelio“, 2. eine Figur aus den „Hugenotten“ und 3. einen berühmten Athener.

	A	A	A						
	A	A	A						
	D	D	E						
E	E	E	E	E	F	F	I	I	
I	I	I	L	L	L	L	N	N	
N	N	N	O	O	R	R	R	S	
	S	S	S						
	T	T	T						
	T	V	V						

**Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.**

1. Nun pranget die Welt im Festtagskleid  
Und schmückt sich mit Blumen und Kränzen;  
Das Herz wird so froh und der Blick so weit;  
Ist das ein Düften und Glänzen!  
Wie die Auen grünen und die Pfingstlilie weh'n!  
Wie die Gärten und Heider in Blütenpracht steh'n!  
Und die Pfingstlilie schmücket das seltsame Haus,  
Und die Menge strömet zum Thore hinaus,  
Und vertraut auf der lieblichen Erde  
Alles Leid und des Lebens Beschwerde.  
Der Odem des Herrn hat die Welt erneuert;  
O Pfingsten, du fröhliche, selige Zeit!
2. Der Mann ist 1820 und die Frau 1824 geboren.
3. Rest, Rast, Rost.

✽ **Lustiges.** ✽

**Herausgeplakt.**

**Kathederblüte.**

Professor: „Meine Herren, auch das Ei des Columbus ist nicht an einem Tage gelegt worden.“

**Gerechtes Erstaunen.**

Herr Weher hat ein Rezept verschrieben bekommen, das ihm aber nicht geholfen hat. Er geht zum Doktor und teilt ihm dies mit. Der Arzt ist verwundert, daß der Erfolg ausgeblieben und läßt sich das Rezept zur Ansicht geben. „Aha, da hab' ich mich ja verschrieben,“ spricht der Doktor und im Nebeneifer plakt Herr Weher heraus: „Haste geseh'n! Er soll mir verschreiben und dabei verschreibt er sich!“

**Natürliche Folge.**

„Wieso gehen Sie denn immer gratis ins Stadt-Theater?“  
„Ich bin dort beim Direktor persona gratissima.“



A.: „Freund Müller macht eine gute Partie, heiratet nächstens eine sehr reiche Frau! Dort die korpulente Dame an seinem Arm ist seine Braut!“

B.: „Donnerwetter, hat der ein Schwein!“

**Recht hat er.**

Gerichtspräsident: „Angeklagter, Sie sind zum Tode verurteilt.“

Angeklagter: „Du lieber Gott, dadurch wird mir ja meine ganze Karriere vernichtet.“

**In der Anatomie.**

Student (zu einem Herrn, der im Seziersaal photographische Aufnahmen macht): „Sie sind wohl hier im Auftrage einer medizinischen Zeitschrift?“

Herr: „O nein, ich photographiere nur zu meinem Vergnügen!“

**Furcht vor mehr.**

„Denke Dir, Fräulein, Deine Brüder hätten Dich geschlagen; könntest Du ihnen wieder vergelten?“

„Zawohl, Herr Pfarrer, meinen beiden größeren Brüdern könnt' ich's schon.“